

„Wie viel EVANGELISCH braucht eine evangelische Schule“

Vortrag auf der Konferenz der Evangelischen Schulträger

Freitag, 27. Oktober 2017

Landeskirchenamt der EKM in Erfurt

Dr. Jürgen Frank

Bildungsmanagement Schulentwicklung Politikberatung

ESQ Evangelische SchulQualität

Mitglied des Expertenkreises „Inklusive Bildung“ der

Deutschen UNESCO-Kommission

www.dr-frank-consulting.de

E-Mail: frank@dr-frank-consulting.de

Meine Damen und Herrn, liebe Kolleginnen und Kollegen,

„Wie viel EVANGELISCH braucht eine evangelische Schule“

Hinführung

Der Weg zu einer Antwort auf diese Frage hängt ganz davon ab, *wann* und in welchem *Kontext* sie gestellt wird. Der Weg zu einer Antwort hängt aber auch davon ab *wer* sie stellt und mit welchem *Interesse*. Und schließlich kommt es darauf an, wie ernst wir sie nehmen und bis zu welcher *Tiefenschicht* wir vordringen wollen.

Es ist die Tiefenschicht dieser Frage, die den Rahmen der üblichen Profil- und Qualitätsdebatten sprengt.

Wann, wer, wie tief? Das sind **drei Zugänge**. Ich sehe keine Möglichkeit, einen Zugang auszulassen.

Herr Röder und ich waren uns einig, dass Antworten auf diese vielschichtigen Fragen nicht durch einen **Vortrag** gegeben werden können, erst recht nicht durch einen **belehrenden**. Denn Vorträge sind nicht gerade eine effektive Form der Kommunikation. Wenn es hoch kommt, behält man ein paar Prozent des Gehörten. So sagt die Kommunikationsforschung. Unsere Erfahrung wird dem kaum widersprechen. Wir kennen die Situation als Redner und als Hörer. (Illustration?)

Hinzu kommt ein gesundes Misstrauen denen gegenüber, die gerade bei diesem Thema meinen, die Wahrheit gefunden zu haben. Der französische Schriftsteller André Gide gab den Rat, ich zitiere: „Vertrauen Sie denen, die nach der Wahrheit suchen, und misstrauen Sie denen, die meinen, sie gefunden zu haben.“ Suchen wir also gemeinsam.

Ich habe die Suche nach einer Antwort auf diese Frage als einen gemeinsamen und kooperativen Denkweg geplant. Und meine Rolle ist die eines **Denkwegbegleiters**. Ein Denkwegbegleiter teilt den Denkweg in Etappen auf. Er bereitet darauf vor, was einen erwartet. Vor allem achtet er auf Pausen, auf Denkpausen. Die sind darum wichtig, weil man in ihnen zur Besinnung kommt. Darum werde ich immer wieder Pausen machen. Ein Klingelzeichen markiert jeweils das Ende.

Mit der Bildungslandschaft evangelischer Schulen betreten wir ein weites Feld mit streckenweise anstrengenden Passagen. Manches wird uns so fremd vorkommen, dass sich Widerstand regt. Da müssen wir durch, denn das gehört zur Sache. Das Evangelium wie auch das Evangelische hatte nie die Garantie auf uneingeschränkt fruchtbaren Boden zu fallen. Dornen, felsiger Boden und Trampelpfade - im Gleichnis vom viererlei Ackerfeld singt Jesus ein Lied seiner **frustrierenden Kulturarbeit**. Und am Ende war er dornengekrönt und nicht erfolgsgekrönt.

Darum werden die Denkpausen lang genug sein, um sich in Ruhe und ungestört durch weiterströmenden Redefluss Notizen machen können. Notizen von Worten und Gedanken, die bei Ihnen Resonanzen ausgelöst haben, zustimmend oder ablehnend. Fragen kann man notieren oder auch Anregungen – oder einfach nur Atem holen und den eigenen Gedanken nachgehen.

Meinen Vortrag brauchen Sie nicht mitzuschreiben. Meine Mailadresse steht auf dem Flyer. Wenn Sie mir schreiben, bekommen Sie den Text postwendend zur freien Verwendung. Auf dem Handout habe ich auch die Etappen unseres Denkweges notiert. Das soll die Orientierung erleichtern, falls wir uns bei unserer Wanderung aus den Augen verlieren. Der Vorschlag am Ende ist ein Angebot, wie wir unsere verschiedenen Perspektiven und Erfahrungen nutzen können. Soviel zu unserer Zusammenarbeit.

1. Wann und in welchem Kontext wird gefragt?

Der Zeitpunkt für die Frage nach dem **Evangelischen** in evangelischen Schulen ist gut gewählt. Dienstag ist Reformationstag, in diesem Jahr ein bundesweiter Feiertag und in diesem Jubiläumsjahr Höhe- und Zielpunkt einer üppigen Veranstaltungsstrecke. Es wird kaum eine evangelische Schule geben, die nicht in den **Sog dieser Erinnerungskultur** geraten ist: Unterrichtseinheiten, Projekte, Projektstage, Projektwochen, Kirchentage, Akademietagungen, Vorträge, Filme, Theateraufführungen, Studienfahrten – damit ist die Liste längst nicht erschöpft. Mit einer Fülle von Veranstaltungsformen wurde die **Erinnerungskultur** für viele zum beherrschenden Teil der **Schulkultur**. Man wird uns also nicht nachsagen können, dass es eine *Mangelsituation* ist, in der wir die Frage nach dem EVANGELISCHEN in evangelischen Schulen stellen.

Nun ist **Erinnerungskultur** zunächst ein **Rückblick**, ein Gedenken dessen, was gewesen ist, wie alles angefangen hat. Da uns aber am EVANGELISCHEN in unseren Schulen heute liegt, hätten wir es gerne, dass das Gewesene nicht vergangen ist, sondern auch noch heute weiterwirkt - oder doch weiterwirken kann. Ohne Frage - die Beschäftigung mit Geschichte kann zu *Einsichten* führen und *Bewusstsein* schaffen. Wieviel **evangelisches Bewusstsein** braucht eine evangelische Schule – und wieviel **Praxis** schafft dieses Bewusstsein? Damit wird unsere Ausgangsfrage komplexer und präziser: Wir fragen

„Wie viel EVANGELISCHES BEWUSSTSEIN und wieviel EVANGELISCHE PRAXIS braucht eine evangelische Schule“

Genau genommen fragen wir damit nach dem **Geist**, der das Lehren, Lernen und Leben einer evangelischen Schule bestimmt – und der darum auch zu spüren ist. Und es tut gut, wenn das, was man spürt und das, was man liest zusammenpasst.

Wes Geistes Kind evangelische Schule sind, dokumentieren ihre Leitbildern, ihre Schulprogramme, gedruckt als Flyer und Broschüre oder auf den Homepages veröffentlicht. Die Handlungsfelder lesen sich wie Schilder an Türen, hinter denen Arbeit wartet: Evangelisches Menschenbild, Evangelisches Bildungsverständnis, Diakonisches Lernen, Religiöse Sprachfähigkeit, Rituale im Alltag, um nur einige Türschilder zu nennen. Bisweilen ist es heikel, die eine oder andere dieser Türen zu öffnen. Es könnte uns passieren, dass wir wie das kleine Mädchen in Hans-Christian Andersons Märchen, des Königs neue Kleider feststellen: Da ist ja gar nichts dahinter.

Im Raum der Schule beginnt die Arbeit hinter diesen Türen mit Fragen. Der ganze Mensch wird in den Blick genommen. So der Anspruch. Im Zentrum stehen **seine** „Fragen nach Orientierung, nach Sinn und nach sich selbst.“ Wer so fragt, fragt „nach dem tiefsten und letzten Grund seines Lebens“. Darum also geht es beim EVANGELISCHEN evangelischer Schulen, es geht um den tiefsten und letzten Grund unseres Lebens. **Wieviele braucht man davon?** Kann man davon überhaupt genug bekommen?

2. Wer fragt mit welchem Interesse?

Empirische Untersuchungen haben ergeben, dass **bildungsinteressierte Eltern** so fragen. Sie fragen: „Wie viel EVANGELISCH **hat** eine evangelische Schule“. Sie fragen nach

Profil und Qualität. Sie vergleichen. Auf gesellschaftlichem Terrain nennt man den Ort von Angebot und Nachfrage „Markt“.

Die Schulen der evangelischen Kirche sind eine Wachstumsbranche. Im Unterschied zur evangelischen Kirche insgesamt, von der man hoffte, sie würde gegen den Trend wachsen, wuchs der Anteil Evangelischer Schulen an den Schulen in freier Trägerschaft erheblich. Die Zuwächse der Schülerzahlen steigen jedes Jahr um 2 %. Es stellt sich die Frage, was Eltern eigentlich an einer Privatschule schätzen. Da wird dann in erster Linie die individuelle Betreuung genannt. Ob nun bewusst oder instinktiv reagieren die Eltern auf eine Pädagogik, die am christlichen Menschenbild orientiert ist. Der ganze Mensch, der mehr ist als bewertbare schulische Leistungen. Den evangelischen Schulen bescheinigt der Markt, dass sie nachgefragt sind. Gut ein Viertel der Eltern in Deutschland würde ihre Kinder lieber auf eine Schule in freier Trägerschaft als auf eine staatliche Schule schicken. Das sind 25%. Der Anteil von sogenannten Privatschülern an allgemeinbildenden Schulen beträgt ca. 9%. 9 % Angebot, 25% Nachfrage. Da ist noch Luft nach oben drin. Wenn es um die Nachfrage ginge, könnten evangelische Schulen wachsen. Lange Wartelisten sind keine Seltenheit. Über Wartelisten auf Plätze für Gottesdienste gibt es keine Zahlen. Vermutlich gibt es keine.

Dass sich daher gegenwärtig verstärkt Erwartungen an die evangelischen Schulen richten, ist nachvollziehbar. Aber Bildungsorte und Bildungsräume sind nicht nur für die Kirche gut. Christen sahen sich auch immer in einer Bildungsverantwortung für das Gemeinwesen ihrer Zeit. Luthers

Appell an die christlichen Ratsherren, Schulen zu gründen, verhallte nicht ungehört. Und seine persönliche Wertschätzung pädagogischer Arbeit steht außer Frage. Die Bildungsverantwortung der Kirche in und durch ihre Schulen ist zugleich eine **Bildungsverantwortung für die Gesellschaft**. Auch das ist echt evangelisch. Es ist die Aufforderung: Suchet der Stadt Bestes! Das EVANGELISCHSEIN kann davon nicht prill genug sein.

Evangelische Schulen arbeiten mit **zwei Liturgien**. Die Liturgie in Gottesdiensten und Andachten ordnet das Zusammenspiel von Gottes Wort und menschlicher Antwort. Das ist der spirituelle, der geistliche Kern evangelischer Schulen. Die andere Liturgie ist die Einübung für den Gottesdienst im Alltag der Welt. Die schulische Bildung und Erziehung der Kinder ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gesellschaft. Evangelische Schulen sind an dieser Aufgabe auf vielfältige Weise beteiligt. Das intensive Bemühen um Qualität und kontinuierliche Verbesserung hat hierin ihren Grund.

Im evangelischen Verständnis soll Bildung ermöglichen, dass jeder und jede sich in dieser Welt nicht nur zurecht finden, sondern dass jeder und jede daran teilhaben kann, diese Welt zu gestalten und ihr ein menschliches Gesicht zu geben. Das ist der kompetenzgeladene Kern einer guten evangelischen Schule. In dieser Hinsicht und aus dieser Perspektive „gute Schule“ zu sein, stellt viele Träger und viele Schulleitungen schon zufrieden.

Die Verantwortung für den kompetenzgeladenen Kern einer guten Evangelischen Schule tragen die Lehrenden, Lehrerinnen und

Lehrer, Erzieherinnen und Erzieher. Gefordert sind insbesondere die Schulleitungen, die in erster Linie Träger von Schulentwicklung, von Qualitätsentwicklung und Personalentwicklung sind. Dies ist allerdings heute nicht unser Thema. Die Antwort, wie ich persönlich erfolgreiche Schulentwicklung sehe, wollte ich Ihnen nicht schuldig bleiben. Darum habe ich den Flyer über meine Beratungsarbeit zum Handout gelegt.

Ende September, also vor knapp einem Monat fand in Friedrichroda der **Kongress Evangelischer Grundschulen** in Mitteldeutschland statt. Das Thema des Kongresses, über 250 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten sich eingefunden, war „Zeit für mehr ... Professionalität“. Eine Vorbereitungsgruppe hatte die Konsequenz aus dem gezogen, was Lehrkräfte als Fortbildung primär buchen und offenbar an evangelischen Schulen dringend brauchen. Die zentrale Frage war: „Wie meistern wir engagiert und ausbalanciert den Pädagogenalltag – und zwar auf Dauer?“ Darauf die Antwort, die der Vortrag von Dagmar Rohnstock bereits im Titel lieferte war: „Wir brauchen wir **Zeit- und Selbstmanagement!**“ Der Vortrag und die anschließende Diskussion zeigte, dass man gut, ausbalanciert und engagiert durch den Pädagogenalltag kommen kann, ohne das EVANGELISCHE als Ressource, also als etwas, das man braucht zu thematisieren. Auf der langen Liste der gewünschten Ressourcen stand einsam und verschämt als Stichwort „Gebet“. Nehmen Lehrende an evangelischen Schulen im Blick auf sich selbst den ganzen Menschen in den Blick, haben Selbst- und Zeitmanagement unbedingte Priorität.

Auf die Frage: „Wie viel EVANGELISCH braucht eine evangelische Schule?“ gebe ich mit Blick auf die dort Lehrenden vorläufige Antwort: „Ergänzend zum **Zeit- und Selbstmanagement** brauchen evangelische Schulen **Beziehungsmanagement – allerdings als Management bezogen auf die Beziehung zum Zentrum, zum Evangelischen eben!**“ Bei Zeit- und Selbstmanagement geht es um Lebensqualität und um Lehrergesundheit. Den Pädagogenalltag meistern ist das Gegenteil von im Schulalltag untergehen und ist auch mehr, als den Schulalltag überleben. Wenn wir hier etwas lernen, lernen wir etwas, was wir wirklich brauchen zum Leben. Brauchen Lehrerinnen und Lehrer an evangelischen Schulen das EVANGELISCHE zum Leben?

Gibt es einen reformatorischen Way of Life mit **Selbstmanagement** und **Zeitmanagement**? Wenn wir so fragen, würde Martin Luther meinen, er hätte sich verhöhrt. Auch **Beziehungsmanagement** wäre für ihn ein Fremdwort. Die Sache allerdings war für ihn zentral. Denn was Luther umtrieb, war eine **Beziehungskrise**. Tritt Gott mich in den Staub, ungnädig, oder tritt er mir zur Seite, gnädig. Er hatte Höllenangst. Sein Ringen mit Gott war Beziehungsklärung. Es ging um Vertrauen, es ging um Glauben.

Aus reformatorischer Sicht hat das **Lernprogramm** für Beziehungsmanagement **drei Dimensionen. Diese drei Dimensionen sind zugleich meine Antwort auf die zentrale Frage des Vortragsthemas:**

- Beziehungsmanagement ist die Fähigkeit, Beziehungen zu **knüpfen**.
- Beziehungsmanagement ist die Fähigkeit, Beziehungen zu **gestalten** und in ihnen zu **leben**.
- Und schließlich ist Beziehungsmanagement die Fähigkeit, Beziehungen **anzubahnen, zu ermöglichen und zu fördern**.

Diese **drei Dimensionen** müssen wir uns genauer ansehen.

1. Beim **Knüpfen** von Beziehungen geht es zunächst um die Verbindung zu unserer Geschichte, und es geht um das Ausschöpfen des Reichtums unserer Tradition. Dass zu dieser Tradition zentral die biblische Überlieferung gehört ist selbstverständlich. Sola scriptura, allein die Schrift.

2. Evangelische Schulen sind keine Inseln. Ihr Ort ist der Schnittpunkt von Kirche und Gesellschaft. Darum geht es bei der **Gestaltung** von **Beziehungen** um die **Kontaktfelder** evangelischer Schulen im weitesten Sinne und dann zentral um das Kontaktfeld im Raum der Schule selber.

3. Bei der **Ermöglichung** von Beziehungen geht es um den **Geist einer evangelischen Schule**. Es geht um die Beziehung zu jenem Geist, der eine Schule überhaupt erst zu einer evangelischen Schule macht. Das Problem ist: Die Präsenz und die Wirkung dieses Geistes liegen nicht in unserer Hand. Das er wirksam wird, ist Gottes Sache. Evangelische Schulen können gute Schulen sein. Aber ohne Beziehung zu diesem Geist, sind sie geistlos, die Schulen, vom guten Geist verlassen. Trotzdem können wir auch

für diese Beziehung den Boden vorbereiten. Das ist gemeint mit Beziehungsmanagement als Ermöglichung von Beziehungen.

Wird von Geist einer evangelischen Schule geredet, dann ist damit genau jener Geist gemeint, der im Gottesdienst herbeigeseht wird. Die Gottesdienstgemeinden finden die passenden Worte im Gesangbuch, Jahreszahl 1525, Entstehungsort Erfurt: „Komm, Heiliger Geist, erfüll die Herzen deiner Gläubigen und entzünd in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe.“ Für diesen Geist fehlen im Raum der Schule oft die Worte. Diese Spracharmut ist eine selbst verschuldete Armut. Es fehlt die Geisteskraft, die Früchte bringt.

Angesichts von Fruchtlosigkeit konnte Jesus drastisch werden. Ein Baum im Weinberg, eher ein Garten, ein Stück Kulturlandschaft also soll uns zum Gleichnis werden für die Bildungslandschaft unserer evangelischen Schulen. Allerdings an fehlgeschlagener Bildung und ihrem kümmerlichen Resultat wird von Jesus durchbuchstabiert, was für ihn Bildung ist im Aufmerksamkeitshorizont des christlichen Glaubens. Darauf kommt es Jesus an: Unser Blick soll sensibel werden für die Quellen, aus denen wir leben. Das meine ich mit **„Beziehungsmanagement“** im Blick auf unsere Quellen.

Lukas 13,6: Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg, und er kam und suchte Frucht darauf und fand keine.

Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang gekommen und habe Frucht gesucht an diesem Feigenbaum,

und finde keine. So hau ihn ab! Was nimmt er dem Boden die Kraft?

Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, lass ihn noch dies Jahr, bis ich um ihn grabe und dünge, vielleicht bringt er doch noch Frucht; wenn aber nicht, so hau ihn ab.

So könnten wir es uns vorstellen, das Szenario, dass er in der Mitte stand. Der Erzähler, Jesus, stellt den Feigenbaum in die Mitte – als Problem. Denn der Feigenbaum “kümmert”, an ihm ist keine Frucht zu finden, seit Jahren nicht. Die entscheidende Frage nun, ist eine diagnostische: **„Warum trägt er keine Frucht, der Feigenbaum?“** Wem wären im Zeitalter vielfältiger Evaluationssystem solche Fragen nicht vertraut?

„Warum trägt er keine, nicht einmal mittelmäßige Frucht, der Feigenbaum?“ Nähert man sich dem Feigenbaum mit dieser Frage, also diagnostisch, liegen einige Erklärungen auf der Hand. Eine erste Erklärung könnte sein: Der Feigenbaum steht inmitten von Weinstöcken. So wie in der Bildungslandschaft evangelische Schulen neben denen anderer Träger stehen. Wer Wert auf eine einheitliche, eine standardisierte Bildungslandschaft legt, der wird Probleme haben, mit dem besonderen Gesicht evangelischer Schulen. Der Feigenbaum wäre zurechtzustutzen. Er bekäme die gleiche Aufmerksamkeit und den gleichen Dünger, aber auch den gleichen Schnitt.

Was soll ein auf Weinstock getrimmter Feigenbaum für Früchte bringen? Seine Früchte laufen eher Gefahr überhaupt übersehen zu werden, so sehr ist der Blick fixiert auf die beliebteren Trauben, auf die messbaren. Ein Feigenbaum allerdings, der

lieber Weinstock wäre, der schrumpft, bis er das Durchschnittsmaß des Weinstocks hat. Er wird kümmerlich. Und da er keine Trauben bringen kann, bringt er gar nichts.

Das gilt auf allen Bildebenen, das gilt auf allen Handlungsebenen. Das gilt für das System der EVANGELISCHEN SCHULEN insgesamt wie für jeden einzelnen Mitarbeiter, für jede einzelne Mitarbeiterin, für jede Lehrkraft und nicht zuletzt für jedes Kind. Ein Feigenbaum, der lieber Weinstock wäre, der schrumpft. Vor jedem pädagogischen Erfolg steht die Antwort auf die Frage: Wer bin ich selbst – wer will ich sein? Wer hierauf keine Antwort findet, der bleibt ein Fragezeichen in der Landschaft unserer Schulen.

Ein Weinberg heißt Weinberg, weil in ihm Weinstöcke stehen. Der Feigenbaum macht den Weinberg zum Obstgarten. Besitzer von Obstgärten rechnen mit Verschiedenheit. Sie respektieren nicht nur, sie wollen Verschiedenheit. Verschiedenheit ist nicht das Problem. Verschiedenheit ist der Reichtum. Der Feigenbaum steht in der Mitte. Von ihm aus orientiert man sich, findet sich zurecht im Weinberg. Im Schatten seines Blattwerks kann man ausruhen. Das ist zwar nicht Frucht, aber zum Leben bitter nötig. Wer erinnert sich noch daran, dass vom Wortstamm her Schule mit Muße zu tun hat, eine Muße, die man lange Zeit als klimatische Voraussetzung für das kindliche Gedeihen ansah?

Auf die Bildungslandschaft übertragen, ist der Feigenbaum ist nicht der Störfall – er ist der Normalfall. Evangelische Schulen tragen zum gesellschaftlich gewollten Pluralismus bei. Das ist kein Unglück. Das ist eine große Chance. Allerdings,

professionelle Schmalspurwinzer müssen sich zum Obstbauern qualifizieren. Das ist nicht einfach. Dazu brauchen sie Hilfe. Hier liegt der Ansatz für die Qualifizierung all jener, die Verantwortung haben für Schulleitung, für Qualitätsentwicklung und Personalentwicklung in Schulsystemen haben. Hier sehe ich die Verantwortung der Träger – und die Verantwortung des Schulwerks als Trägerensemble. Wir brauchen Feigenbäume im Weinberg Kirche. Der Herr des Weinbergs hat seine Freude dran. Es lohnt die Arbeit, die in solchen Gärten – wie wir alle wissen – niemals endet. Es lohnt die Arbeit, denn solche Gärten verändern das Gesicht der Welt.

Das evangelische Schulwesen ist ein Lagerplatz von Erfahrungen, Gedanken und Einsichten wie man gute Schule machen kann. Heute redet man in solchen Fällen von Ressourcen. Im Wort Ressource steckt das französische Wort Source, was auf Deutsch Quelle heißt. Ressourcen nutzen heißt, die Quellen nutzen. Unter dem Druck des Schulalltags kommt dies oft zu kurz. Wir sind begierig auf Neues. Evangelische Schulen wollen fortschrittliche Schulen und modern sein. Aber im Stress vernachlässigen wir das Trinken und nehmen uns nicht die Zeit für den Weg zu den Quellen.

Um sich auf den Weg zu machen, brauchen Schulen **Zielfotos**. Zielfotos nehmen in der Fantasie vorweg, was sein soll, welches Bild sie abgeben sollen am Ziel, die evangelischen Schulen. Damit gehen wir keiner modischen Beraterphilosophie auf den Leim, sondern lernen vom Reformator selber. Ich zitiere aus einer Kampfschrift Luthers von 1521:

Wir sind's noch nicht, - schreibt er -wir werden's aber.

Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Schwang.

Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.

WA 7, 336, 31/36

Wir sind's noch nicht, wie werden's aber. Die **Spannung**, die in dieser Unterscheidung liegt, müssen wir aushalten. Es ist genau diese Spannung zwischen dem Machbaren einerseits und der Vision andererseits. Visionen sind unverzichtbar weil sie dem Machbaren eine Richtung geben. „Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Schwang.“ Um diesen **Schwung** geht es, jetzt das Mögliche, das jetzt Realisierbare zu tun, und dabei nicht die Hoffnung aufzugeben, dass evangelische Schulen noch werden, was in ihren Genen liegt.

Es liegt in ihren Genen, gehört sozusagen zur DNA evangelischer Schulen, dass sie nicht nur Schulräume haben, sondern Lebensräume sind. Lebensräume sind Räume, in denen erfahrbar werden kann, dass mehr möglich ist, als vor Augen ist, wenn Gott ins Spiel kommt – sofern er als Mitspieler vorgesehen und erwünscht ist, das Gott mitspielt. Man erkennt den Geist evangelischer Schulen an ihren „Spielbrettern“.

Das haben wir nicht in der Hand, dass Gott mitspielt. Das ist nicht machbar. Das ist auch nicht evaluierbar als Ergebnis **unserer** Anstrengungen. Das ist auch entlastend, denn was Gottes Sache ist, müssen wir nicht zu unserer Sache machen. Aber wir können Voraussetzungen schaffen, den Boden kultivieren, damit die Saat eine Chance hat.

3. Tiefenlesen als Lernprogramm für reformatorisches „Beziehungsmanagement“

Im September des vergangenen Jahres auf dem Fachtag des Evangelischen Schulwerks der EKM in Halle war es meine Aufgabe, den **Orientierungsrahmen „Schule mit evangelischem Profil“** mit Ihnen quer zu lesen. Querlesen war der Versuch, Querverbindungen zu entdecken. Man sucht nach Verankerungen und Verbindungen, die teilweise auch weit außerhalb des Orientierungsrahmens liegen. Der kirchliche Kontext und das kirchliche Interesse waren ebenso in den Blick zu nehmen, wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Diese gesellschaftlichen und politischen Fragen bleiben heute außen vor. Heute geht es nicht um **Querlesen**, heute geht es um **Tiefenlesen**. Die Frage: „Wieviel **EVANGELISCH** braucht eine evangelische Schule?“, verstehe ich als Aufgabe eines Vitalitätstestes. Es geht um Tiefenschichten. Die Frage, was eine Schule zu einer evangelischen **macht**. Es ist im Kern die Frage nach der Macht, die im Zusammenleben einer evangelischen Schule zur Wirkung kommt – oder eben auch nicht.

Wieviel Dynamik und innovative Kraft steckt in einer evangelischen Schule und wieviel Motivation zu christlichem Handeln setzt sie frei? Das ist der Unterschied zwischen **EVANGELISCH** als Etikett und **EVANGELISCH** als Macht, als Power. Präzise gefasst wäre unser Thema dann, **EVANGELISCH als Empowerment** nicht nur für die Schule, sondern für das Leben, auf das die Schule vorbereitet. Wieviel evangelische Power braucht eine Schule, damit sie eine evangelische ist. Ein Leitbild

oder ein Schulprogramm bietet zwar Leitplanken für die Entwicklung einer evangelischen Schule. Leitplanken setzen **Normen**. Normen begrenzen. Leitplanken sind nicht die Bewegung zwischen ihnen. Leitplanken sichern die Bewegung nur, damit sie nicht aus dem Ruder läuft.

Normen sind restriktiv. Was gebraucht wird, muss **attraktiv** sein. **Attraktiv** ist etwas, was uns zieht, nach vorne nach oben. Oben ist das Haupt, wie das Haupt des Menschen. Die Hauptsache steht in der Überschrift. Dass sie evangelisch sind, steht in der Überschrift, im Namensschild evangelischer Schulen. Das Evangelische ist das Alleinstellungsmerkmal, ist das Besondere, das Attraktive. Das Attraktive, das Anziehende bringt uns in Bewegung, macht uns lebendig.

Als 1521 Luther über das Leben nachgedacht hat, hat er notiert:

Das Leben ist nicht ein Frommsein,
sondern ein Frommwerden,
nicht ein Gesundsein,
sondern ein Gesundwerden,

Wer nicht gesund ist, der sagt: Mir fehlt etwas. Und wenn sich jemand liebevoll kümmert, dann fragt er: „Was fehlt dir denn?“

Bei der Diagnose hilft Luthers zweiter Anlauf:

Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden.

Für Luther beschreibt Frommsein das Gefühl, wenn Gott es ist, den man als tiefsten und letzten Grund seines Lebens unter seinen Füßen spürt. Dieser Boden kann auch schwanken, man

kann ihn zeitweise auch verlieren. Darum eben ist das Leben auch kein Frommsein, sondern ein Frommwerden. Und weil man dieses Gefühl nicht immer hat, sondern es einem immer wieder auch verloren gehen kann, darum sagt man mir fehlt etwas, es geht mir nicht gut. Darum ist das Leben auch kein Gesundsein, sondern ein Gesundwerden.

Dass sie sich darum kümmern, die evangelischen Schulen, um den tiefsten und letzten Grund unseres Lebens, dass sie sich darum kümmern, es uns besser geht und uns immer weniger fehlt ist, nicht nur ein besonderer Beitrag zur heute umsorgten Lehrergesundheit, sondern zum gesunden Klima einer evangelischen Schule überhaupt.

Was meinen wir aber, wenn wir nach Gott fragen, als dem tiefsten und letzten Grund unseres Daseins? Grund haben ist das Gegenteil von Bodenlosigkeit. Wenn wir im Freien schwimmen und uns dem Ufer nähern, versuchen wir Grund zu kriegen. Wir sagen, ich habe Grund, und sind erleichtert. Wenn wir ins Schwimmen kommen, ist Gott das rettende Ufer.

Das ist ein schönes Bild: Wenn wir ins Schwimmen kommen und den Boden unter den Füßen verloren haben, ist Gott das rettende Ufer. Aber damit wir in diesem Bild eigene, konkrete Erfahrungen wiedererkennen, muss noch etwas hinzukommen. Das Bild wird erst vollständig, wenn es kein einsames Ufer ist, sondern Jesus am Ufer steht.

Es sind für mich fast die schönsten Bilder des Neuen Testaments, wenn Jesus am Ufer steht. Durch ihn wird das einsame Ufer zum rettenden Ufer. Gott als tiefster und letzter Grund unseres Lebens

bekommt durch Jesus ein Gesicht, bekommt eine Stimme. Durch die Beziehung zu ihm bekommen „Fragen nach Orientierung, nach Sinn und nach uns selbst“ eine Richtung. Auf das sehen „Was Christum treibet“, so seine Worte in der Vorrede zum Jakobusbrief 1522. „Was Christum treibet“, für Luther war diese Orientierungsfrage das Zentrum allen Suchens dem tiefsten Grund unter den Füßen. Das EVANGELISCHE war für ihn das EVANGELIUM. Was denn sonst – fällt uns etwas Besseres ein?

4. Das Zielfoto: Wir sind's nicht – wie werden's aber – Realität und Vision

„Wie viel EVANGELISCH braucht eine evangelische Schule“

Die Reichweite dieser Frage hängt ganz davon ab, was man unter EVANGELISCH versteht. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass EVANGELISCH ein institutioneller Großbegriff ist, ein Dach, unter das man Vieles stellen kann. Man denke nur an die Evangelische Kirche in Deutschland, die EKD, die das Dach bildet für viele Landeskirchen. Oder man denke an den Arbeitskreis evangelischer Schulen, den AKES, der eine Art Dachverband ist für über tausend evangelische Schulen.

Das Evangelisch im Firmenschild soll auf das Evangelium zurückverweisen und zwar unmittelbar und direkt. Allein der Glaube, allein die Gnade, allein die Schrift. Das war mal kämpferisch gemeint. Dass sollte dem Katholischen die scharfe Kante zeigen, und deren institutionelle Zwischenstation zwischen Gott und dem gläubigen Christen, nämlich die Kirche als Zwischenhändlerin des Heils, zur Seite schieben. Alle Getauften haben teil am „allgemeinen Priestertum“. Das ist die Gleichheit

der Kinder Gottes, die sich gegen bevormundende Hierarchien stemmt.

Diese Betonung der Verantwortung jedes einzelnen Christen hatte erhebliche Konsequenzen. Die Einsicht in die Notwendigkeit von Bildung ist eine unmittelbare Folge dieser reformatorischen Erkenntnis. Darin waren sie sich einig, die Evangelischen: Zwingli und Calvin auf der reformierten Bank, Luther, Melanchthon, nicht zuletzt Karlstadt auf der reformatorischen. Sie wollten zurück zu den Quellen. Das ist eine Ressourcenorientierung, die auch den evangelischen Schulen ins Stammbuch geschrieben ist. Denn so unbestritten es für die Reformatoren war, dass der Glaube ein Geschenk Gottes ist, so ging es doch auch um Glaubenswissen.

Um dieses Glaubenswissens willen, erhielten Bildung und Erziehung diesen hervorgehobenen Stellenwert. „Religiöse Bildung soll nach reformatorischem Verständnis zur Mündigkeit befähigen. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass alle Christen – ihrem allgemeinen Priestertum entsprechend – Zeugen des Evangeliums sein können. Gebildete Zeugen des Evangeliums sind in der Lage, denkerisch ihren Glauben zu durchdringen – und ihn argumentativ zu vertreten. Wenn Sie mir bis hierher folgen konnten, dann stehen wir jetzt vor der Frage: „Wieviel EVANGELISCH braucht eine evangelische Schule, damit die dort Lernenden und Lehrenden in der Lage sind, den christlichen Glauben denkerisch zu durchdringen und argumentativ zu vertreten?“ Wieviel gebildete evangelische Potenz muss drin sein, damit eine Schule das EVANGELISCH im Schilde führen kann? Das ist aber nur die eine Seite.

Was es braucht, als Raum für dieses Geschehen von Gotteswort und Menschenantwort als dem Kern eines evangelischen Gottesdienstes, dafür ist Luther selbst ein klassischer Zeuge. „Denn keine andere Ursache ist, Kirchen zu bauen, so ja eine Ursache ist“, schreibt er in der Kirchenpostille, „denn nur, dass die Christen mögen zusammenkommen, beten, Predigten hören und Sakrament empfangen“; und „wie man denn gewöhnlich die Kirchen Gotteshaus heißet, nicht, dass da Gott wäre, sondern dass da Gottes Wort gehöret und gepredigt würde“. In seinen Worten bei der Einweihung der Torgauer Schlosskirche im Jahr 1544 gibt Luther die Richtung vor: Alles was in dieser Kirche geschehe, solle „dahin gerichtet“ sein, „dass unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“

Da wir von evangelischen Schulen reden, spitze ich diesen Gedanken Luthers noch einmal zu. Keine andere Ursache ist, evangelische Schulen zu gründen und zu tragen, als einen Ort zu schaffen, an dem da Christen mögen zusammenkommen, „an dem unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“

Damit aber kein Missverständnis entsteht muss ich davor warnen, diese Zuspitzung wortwörtlich zu verstehen, so als hätten wir die Schulen in Kirchen umzuwandeln. Es ist nicht wortwörtlich sondern symbolisch – also im übertragenen Sinn gemeint, nämlich ob strukturell oder kulturell überhaupt vorgesehen ist, dass das EVANGELISCHE in evangelischen Schulen als mögliche treibende Kraft in Rechnung gestellt,

erwartet und erhofft wird. Die Frage ist: **Sind evangelische Schulen sind ein erwartungsoffener Ort.** Ein Ort, an dem mit Begegnungen gerechnet wird, dass Glaubenswissen Impulse freisetzt für das Leben, Lehren und Lernen. So viel EVANGELISCH muss drin sein in einer evangelischen Schule.

Wenn man von den Reformatoren lernen will, evangelische Schulen als erwartungsoffene Orte zu gestalten, dann ist klar, dass die Pädagogen und die Theologen Hand in Hand arbeiten müssen. Ohne die Reform der Bildung wäre die Reform der Kirche stecken geblieben. Ohne Bildung keine Reform der Kirche. Und ohne eine reformfreudige Kirche, schwächelt die Reformfreude der Gesellschaft. Ohne Melanchthon an seiner Seite hätte Luthers Reformation eine Schlagseite, würde hinken.

Und so wie die Reformation ohne die Bildungsexpertise hinken würde, würden auf der anderen Seite evangelische Schulen hinken ohne die theologische Expertise. Evangelisches Schulleben zu gestalten, ist die Aufgabe von multiprofessionellen Teams. Luther und Melanchthon bilden hierfür das Grundmuster. Luther hat viel von seinem Bildungsexperten gelernt. Das gilt auch umgekehrt. Dankbar erinnert er sich in seinem im Jahr 1539 aufgesetzten Testament an Luther und bekannte: "Ich habe von ihm das Evangelium gelernt." Die pädagogische und die theologische Kompetenz, in Luther und Melanchthon sind sie auf zwei Personen verteilt. Aber das ist bestenfalls die Ausgangslage, der Anfang des Weges.

Wenn sie eine evangelische Schule betreten, müssen gelernte Theologen pädagogisch weiterlernen. Aber auch gelernte

Pädagogen müssen theologisch sensibel und sprachfähig werden für das Beziehungsmanagement im Blick auf die biblischen und geschichtlichen Quellen aus denen eine evangelische Schule lebt.

Die Aufgabe ist, Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass der Geist Jesu überhaupt eine Chance hat, in einer evangelischen Schule zur Wirkung zu kommen. Kann man diese Aufgabe wirklich delegieren? Hat Luther nicht durch die gewaltige Arbeit der Bibelübersetzung und die Katechismen darauf gepocht, dass jeder Christ zur Quelle finden, aus ihr schöpfen und das Geschöpfte weitergeben kann? Und was ist eigentlich so schwer, von dem zu erzählen, was einen belebt hat. Wer allerdings nicht trinkt aus dieser Quelle, weiß natürlich nichts von diesem Durstlöscher. Man sollte nicht die Religionslehrkräfte oder die gastweise einfliegenden Pfarrerinnen und Pfarrer vertretungsweise zum Cateringservice der geistlichen Nahrung einer Schule machen. Mit den eigenen Erfahrungen lässt sich frischer und authentischer der Tisch decken.

Das fällt niemandem in den Schoß. Um den Tisch geistlich decken zu können, brauchen Pädagogen einen forschenden Geist. Ein wacher und forschender Geist ist nötig um zu **sehen**, wer da am rettenden Ufer steht. Für seine **Sicht** der Dinge warb Melanchthon schon 1518 mit den Worten: „Wenn wir unseren forschenden Geist ganz auf die Quellen gerichtet haben, werden wir anfangen, Christus zu begreifen, sein Auftrag wird uns klar werden, und wir werden von jener beglückenden Süße göttlicher Weisheit ganz erfüllt werden.“ Melanchthons Botschaft hieß: Leben ist Lernen. Wenn hierbei jeder seine Gaben einbringt und dabei nicht die Grenzen überschreitet, die ihm gesetzt sind, dann

führen Bildungswege zu Frieden und Gerechtigkeit und Gottes Reich gewinnt an Boden. Das Aufleuchten Jesu am rettenden Ufer hat für Melanchthon eine eigene Anziehungskraft. Es war eine Anziehungskraft, die ihn selber kräftigte.

Diese reformatorische Kraft der Bildung steckte in einem eher unscheinbaren Körper, für heroische Auftritte denkbar ungeeignet. Nicht nur die Leute in Wittenberg haben sich zunächst gewundert. Zwar hat man längst von ihm gehört. Melanchthons wissenschaftlicher Ruf eilte ihm voraus. Aber sein Auftreten enttäuscht. Er misst kaum mehr als eins fünfundfünfzig. Für manchen war das Knabenmaß. Der Gedanke drängt sich auf, als hätte Melanchthon auch körperlich darzustellen, dass pädagogische Teamarbeit davon lebt, der Sache zu dienen und die Person nicht wichtigtuerisch in den Vordergrund zu schieben.

Als man Melanchthon zum 300. Todestag 1860 auf dem Wittenberger Marktplatz ein Denkmal setzen wollte, neben Luther, ereiferten sich die Kritiker. Seite an Seite diese beide? Stand nicht zu befürchten, dass der eine den anderen in den Schatten stellte? Das Gegenteil ist richtig. Miteinander und einander gegenüber gewinnen sie Profil: Reformatoren der Bildung waren sie und gebildete Reformatoren. Darum ist ein Rückblick nicht nur lehrreich. Er kann uns verankern und standfest machen. Er kann uns auch befeuern, kann uns widerstandsbereit und rebellisch machen. Nicht nur in ihren Liedern ist der Klang der Reformation leidenschaftlich. Das EVANGELISCHE kann auch leidenschaftlich glühen wenn wir, Denkweggefährten, Gedanken tauschen.